

Letzter Lebensabschnitt auf der Bühne

Das Forumtheater «Letzte Schritte» nahm in Bettlach Fragen rund ums Altwerden, Altsein und Sterben auf – und lieferte auch Antworten.

Susanna Hofer

«Und du, du vergisst wohl nie etwas»: Die Stimme der 79-jährigen Elsa Elsener (gespielt von Ruth Marx) klingt gereizt. Der Nachbar hat Rauch bemerkt und bei der alten Frau Sturm geläutet. Es waren dann zum Glück nur die vergessenen Guetzli im Ofen, aber die Tochter (Marie-Luise Hauser) meint, ob es nicht Zeit sei, sich anders zu organisieren. Der Sturz neulich, die Vergesslichkeit... Zudem sei sie überlastet, beruflich eingespannt; und überhaupt, der Bruder am schönen Genfersee lasse sich nur alle paar Monate einmal blicken, während sie selber sich jedes Wochenende um die alte Mutter kümmere. Ob sie so wie der ehemalige Nachbar enden wolle, der im Schlafanzug auf dem Dorfplatz herumspaziert?

«Letzte Schritte», so nennt sich das Gemeinschaftsprojekt, das im gut gefüllten Saal der Markuskirche Bettlach aufgeführt wurde. Beteiligt waren das Netzwerk «Reactor» aus Basel, das Alterszentrum Baumgarten, die Einwohnergemeinde, Spitex und Palliative Care Bettlach sowie die beiden Kirchgemeinden. Regie führte Roland Suter.

Zuerst schafft eine Pflegefachkraft (Sabine Schädler) Abhilfe, die Elsa Elsener trotz deren Launen und Mäkeligkeit ganz gut nehmen kann. Alles muss nach Elsas Willen gehen, sie gibt ungerne die Kontrolle ab über den Haushalt. Elsa aber, so



Die bald 80-jährige Elsa Elsener (Ruth Marx) ist nicht zufrieden und diskutiert mit ihrer Tochter (Marie-Luise Hauser) und der ungeliebten Pflegefachkraft (Sabine Schädler), die «sowieso alles falsch macht».

Bild: José R. Martinez

gibt die Pflegerin der Tochter zu verstehen, rieche streng.

Der Umzug ins Heim ist alles andere als einfach

Später muss Elsa Elsener trotz ihres Widerstandes ins Pflegeheim, ein Schlaganfall zwingt sie dazu. Dort läuft die falsche Musik, sie muss alleine frühstücken, ihre Bluse kommt zerrissen aus der Wäscherei zurück. Sie geht jetzt am Rollator. Der Heimleiter (Martin Hanemann)

diskutiert mit der Tochter und der Pflegerin über Alkoholkonsum und Sex im Altersheim. Sollte man vielleicht sogar professionelle Berührer und Berührerinnen einstellen? Denn die dunkle Einsamkeit lauert in allen Ritzen, das Pflegepersonal arbeitet nach einem Minuten-taktfahrplan. Die Mutter möchte zur Tochter ziehen.

Noch ein paar Szenen später sitzt Elsa alleine im Dunkeln, ihre Lebensfreude ist versiegt,

sie möchte jetzt, mit bald 91 Jahren, sterben. Die Welt ist zu schnell geworden, sie ist einfach müde, vielleicht auch depressiv? So endet das Stück vorläufig.

Diskussionsrunde lieferte Antworten

Nach der Pause geht es weiter mit einer von Ruth Widmer von «Reactor» moderierten Diskussion. Das Publikum, vor allem ältere Menschen, die meisten Frauen, äussert sich sehr offen.

Es werden persönliche Geschichten erzählt, von Frauen, die selber im Pensionsalter sind oder kurz davor, die ihre alten Mütter oder Väter so lange gepflegt hatten, bis sie selber nicht mehr konnten. Es wird erzählt vom Alleinsein und der Angst davor. Was, wenn das Geld nicht reicht? Was, wenn es im Pflegeheim unpersönlich zu- und hergeht, sich die alten Menschen nicht wohlfühlen? Es gibt aber auch Geschichten von Menschen, die zu

Hause vor lauter Einsamkeit depressiv geworden sind, und die dann im Altersheim nochmals aufblühten. «Man kann auch zu zweit ohne Weiteres einsam sein», meint eine Frau. Demenz ist in vielen Wortmeldungen ein grosses Thema.

Die Mutter sei richtig böse geworden vor lauter Alleinsein, wird gesagt. Ob sie sich vorstellen könnte, zusammen mit der Freundin eine Alterswohngemeinschaft zu machen, fragt die Moderatorin Ruth Widmer, die die Diskussion souverän leitet. «Das habe ich noch nie überlegt, aber da wir beide Emmentaler sind, warum nicht?»

Manchmal braucht es wenig fürs Glück

Was braucht es, um im Heim glücklich zu werden? Manchmal nur die Konfitüre, die man von zu Hause gewöhnt ist? Inputs der Schauspieler bereichern die Diskussion, und auch ein paar Jugendliche aus der Pfarrei äussern sich zum Thema.

«Unheilbar alt», so bringt es eine Teilnehmerin auf den Punkt. Der Abend endet mit einer letzten Szene, in der die Tochter ihre alte, sterbende Mutter unter Tränen umarmt, so wie es der Bruder vom Genfersee immer getan habe. Sie wäre erleichtert, wenn die Mutter sterben könnte, meint sie. Das Selbstbestimmungsrecht sei wichtig. Fazit: Ein eindrücklicher Abend, obwohl naturgemäss viele drängende Fragen offen bleiben.

Stadtbummel

Ich wäre gern eine Heldin

Heldin. Ein wenig Heldin wär' ich gern gewesen in den letzten Wochen. Tapfer, mutig, unmissverständlich in meinen Taten, meinen Äusserungen. In grösster Kriegsgefahr auszuharren, meine Heimat zu verteidigen.

Hat nicht geklappt. Mir einzugestehen, dass so gar kein Tröpflein Heldenblut durch meine Adern fliesst, das macht mich traurig. Mir bewusst zu machen, dass ich fliehen würde vor dem Krieg, nicht bleiben und nicht kämpfen. Mir bewusst machen, dass mir dieser Krieg in der Ukraine erst vor Augen führt, wie gleichgültig ich bis heute auf alle anderen Kriege in der Welt reagiert habe. Weit weg waren sie, und die Flüchtlinge sprachen nicht nur eine andere Sprache als ich, nein, sie sahen auch anders aus und stammten aus einem mir fremden Kulturkreis.

Jetzt ist der Krieg näher gerückt. Wieder kommen Flüchtlinge. Dieses Mal sind es vor allem Frauen mit Kindern, die unseren Schutz benötigen. Ich schäme mich, viel zu lange weggeschaut zu haben. Ich schäme mich dafür, zu wenig

getan zu haben und auch dafür, heute zu wenig zu tun. Ich habe Geld gespendet und an der Solidaritätskundgebung für die Ukraine auf dem Märtplatz war ich dabei. Riskiert allerdings habe ich nichts. Ich darf das Wort «Krieg» in unserem Land, in meiner Gemeinde aussprechen, ohne dafür ins Gefängnis geworfen zu werden.

Wie wichtig Demokratie ist, das ist mir in letzter Zeit klar geworden wie nie zuvor. Wie wichtig es ist, sagen zu können, was man denkt. Sich gegen Rassismus und Antisemitismus wehren dürfen. Dem Faschismus, dem Populismus entgegen zu halten. Aufzustehen gegen Diktatoren. Nein, ich bin keine Heldin. Ich bin ein Feigling. Letzte Woche hörte ich zufällig einem Gespräch zu, das zwei Paare miteinander führten. Erstens einmal beklagten sie sich bitterlich über den hohen Benzinpreis. Dann darüber, dass es absolut unnötig sei, hier Flüchtlinge aufzunehmen, die uns brave Schweizer um unseren Wohlstand brächten. Schliesslich gebe es hierzulande genug arme Menschen, um die man sich

kümmern könne und schliesslich sei der Putin gar nicht so schlimm wie alle sagten.

Ich hörte also diesem Gespräch zu, mir rauschten die Ohren, mir wurde übel, ich ballte die Fäuste und ich sagte nichts. Ich mischte mich nicht ein, die Fäuste blieben in der Tasche und ich schlich mich davon. Mit schamrotem Kopf und ganz viel Säure im Magen. Demokratie jedoch muss und darf halt auch ganz andere Sichtweisen aushalten als die eigene. Nein, ich bin keine Heldin. Ich bin nicht wie der Bauer Schwaller aus Rechterswil, der einfach mal an die ukrainische Grenze fuhr und eine geflüchtete Familie zu sich nach Hause nahm. Ganz selbstverständlich.

Und ganz selbstverständlich ist es wieder Frühling geworden – und ich freue mich darüber. Draussen zu sitzen. Friedlich. Mit Freunden zu essen. Friedlich. Dem Vogelgezwitscher zuzuhören und nicht einem Fliegeralarm. Im Wohnzimmer zu lesen und nicht in einem Bunker. Ich wünsche mir, dass der Frühling lange anhält. Ich wünsche mir, dass Frieden einzieht in die Ukraine. Ich

wünsche mir, dass der Hass überall weniger wird. Ich wünsche mir, dass unsere Solidarität mit den Flüchtlingen aus aller Welt ganz lange anhalten wird. Ich wünsche mir, dass auch wir mit etwas weniger vom immer noch Vielen auskämen und es für alle überall reichen würde; dass wir teilen lernen. Ich wünsche mir ganz viel Hoffnung, auch Freude, Lachen, sogar Übermut.

Im Radio höre ich den Song der «Ersten Allgemeinen Verunsicherung». Der Refrain lautet: «Das Böse ist immer und überall». Ich fühle mich danach ebenfalls allgemein verunsichert. Aber ich werde mich auf die Suche nach dem Guten machen, das da auch ist. Immer noch. Überall. Vielleicht verborgener, versteckter als das offensichtlich Böse. Ich weiss, dass ich fündig werde. Ich werde es Sie wissen lassen.



Brigitte Stettler

Mit Thomas Schütz wurde ein Bauverwalter gefunden

Seit Mai 2019 hatte Bettlach keinen eigenen Bauverwalter mehr. Nun hat die lange Suche ein Ende.

Nach drei Jahren hat Bettlach endlich wieder einen eigenen Bauverwalter gefunden. Der Gemeinderat hat vergangenen Dienstag den 52-jährigen Thomas Schütz angestellt. Schütz ist Jurist und wohnt mit seiner Partnerin in Liestal.

Er habe verschiedene Weiterbildungen an der Fachhochschule Nordwestschweiz absolviert und werde dort im Herbst das MAS «Bauleitung» abschliessen, wie die Einwohnergemeinde in einer Medienmitteilung schreibt.

Die vakante Stelle des Bauverwalters gab in Bettlach in den vergangenen Jahren viel zu reden. Nach der Demission des langjährigen Bauverwalters Titus Moser per Ende April 2019 konnte die Stelle – trotz mehrmaligen Ausschreibens – nicht besetzt werden. Das Mandat wurde dann übergangsweise an die Firma Geopunkt AG übergeben. Diese «Übergangszeit» dauerte nun aber über drei Jahre.

2021 glaubte man zwar, einen neuen Bauverwalter gefunden zu haben. Doch die Zusammenarbeit mit dem Bauingenieur wurde nach einer Probefrist von insgesamt zwölf Monaten nicht verlängert.



Thomas Schütz.

Bild: zvg

Zuletzt wurde das Thema an der Gemeindeversammlung Ende 2021 rege diskutiert, als erneut ein Kredit für das externe Bauverwaltungsmandat zur Abstimmung stand. Mit Thomas Schütz scheint nun der richtige Mann für den Job gefunden worden zu sein.

«Er war in den letzten Jahren im Bauwesen tätig und mit verschiedenen Leitungs- und Führungsaufgaben betraut. Zurzeit ist er bei der Stadt Liestal als Abteilungsleiter Tiefbau Verkehrsflächen angestellt», schreibt die Einwohnergemeinde Bettlach. Er wird die Stelle als Bauverwalter am 1. Juli 2022 antreten. (dak)